Bezugs-Preis

in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn)
Universitätsstraße 3 (Paulinum).
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.

Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.

Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 240. **Dienstag** den 12. Mai 1896. **90. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 12. Mai.

Die „Post" bestätigt heute die Annahme, daß das Telegramm des **Kaisers** über Stöcker, die Christlich-Socialen und die politische Thätigkeit der Pastoren an den Geheimrath Hintzpeter gerichtet war, und fügt hinzu, daß dieser auf Befehl des Kaisers dem Freiherrn v. Stumm eine Abschrift zugestellt habe. Und weiter bestätigt die „Post", daß auch die Veröffentlichung „selbstverständlich" mit kaiserlicher Ermächtigung erfolgt ist. Damit ist Herrn Stöcker und seinen Genossen der Versuch abgeschnitten, Herrn v. Stumm einer Verstümmelung der kaiserlichen Worte oder einer Indiscretion zu beschuldigen und auf ihn ihren Groll abzuladen. Sie werden sich mit dem Telegramm selbst abzufinden haben, und daß sie das ziemlich genau so thun werden, wie wir es gestern voraussagen zu dürfen glaubten, dafür liegt bereits ein Anhaltspunct in der Auslassung des „Volk" vor, die christlich-socialen Pastoren seien keine Politiker im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Sehr bald werden daher diejenigen Blätter, welche die Ansicht aussprechen, „der Stöckerei sei der Todesstoß versetzt", ihres Irrthums inne werden, es müßte denn — was nicht unmöglich, ja nicht einmal unwahrscheinlich und sehr erwünscht wäre — ein ausführlicher Commentar erscheinen, der den Agitatoren nach Stöcker'schem Muster jede Aussicht abschnitte. Vorläufig halten auch Blätter, die nicht christlich-social im Parteisinne des Wortes sind, wie der „Reichsbote", mit der Erklärung nicht zurück, daß das Telegramm in seiner epigrammatischen, verschiedene Deutung zulassenden Kürze den beabsichtigten Zweck, die christlich-sociale Bewegung in die rechten Bahnen zu lenken, schwerlich erreichen werde. Der conservative „Reichsbote" zeigt sich über den „drastisch schroffen" Ausspruch: „Christlich-social ist Unsinn", von tiefem Schmerz erfüllt und wünscht, das „verhängnißvolle Wort" wäre nicht vom Throne herab gesprochen worden. Mögen nun aber auch die Christlich-Socialen selbst und ihre Halbfreunde mit diesem Ausspruche sich abfinden, wie sie wollen und können, wir und wahrscheinlich die große Mehrheit der nationalgesinnten Bevölkerung finden das Ernsteste in dem kaiserlichen Telegramm in der Wegweisung der Pastoren von der Politik. Gemeint können nur die evangelischen Pastoren sein. Denn die katholischen Geistlichen treiben von jeher Politik, und es ist doch ganz und gar die Vermuthung abzuweisen, der Kaiser könnte beabsichtigt haben, auf die katholischen „Pastoren" mit seinen Worten Eindruck zu machen. Diese erkennen als Richter darüber, was sie zu thun und zu lassen haben, nur die geistlichen Oberen an, und diese wiederum begünstigen die politische und agitatorische, gegen den Protestantismus gerichtete Wirksamkeit der Priesterschaft. Der Kaiser aber, als summus episcopus der evangelischen Kirche in Preußen, hat mit dem Wortlaute seines Telegramms die Diener dieser Kirche von der Abwehr römischer Angriffe abgemahnt. Darüber kann kein Zweifel bestehen, wenn der Wortlaut des Telegramms nicht einen einschränkenden Commentar erhält. Es ist doch nicht nur Politik, wenn ein Pastor sich mit Herrn v. Stumm nicht einverstanden zeigt. Politik ist es auch, wenn er bei Wahlen, wie z. B. denen von 1893, seine Mitbürger zu einer Stimmabgabe im patriotischen Sinne auffordert, wenn er im Osten seine Glaubens- und Stammesgenossen in der Vertheidigung gegen die Polen unterstützt und im Westen sein Theil dazu beiträgt, daß diese Gebietstheile nicht ausschließlich durch „Mußpreußen", wie Herrn Lieber, in den Parlamenten vertreten sind. Wir sprechen gewiß nicht vom Parteistandpuncte, wenn wir die Verdammung der politischen Thätigkeit der evangelischen Geistlichen bedauern. Sie sind in den meisten deutschen Staaten überwiegend orthodox und conservativ und vielfach besonders geneigt, gerade die Mittelparteien zu befehden. Aber wir legen den Hauptwerth auf ihre Mitwirkung bei Dem, was uns mit den Conservativen gemeinsam ist, und diese Wirksamkeit ist in dem kaiserlichen Telegramm fast noch schärfer gemißbilligt als die christlich-sociale Agitation. Absicht ist das sicherlich nicht; aber die epigrammatische Form der Kundgebung wird den ultramontanen und freisinnigen Gegnern jedes politischen Hervortretens der evangelischen Geistlichkeit eine erwünschte Handhabe geben, so lange nur dieses nackte Telegramm vorliegt.

Die **Friedensfeier** hat auch das führende Organ der deutschen **Socialdemokratie** zu einer Aeußerung veranlaßt. Daß es dabei ohne Geschichtsfälschung und Verhetzung nicht abgehen würde, war vorauszusehen. Aber der „Vorwärts" hat selbst die gespanntesten Erwartungen zu übertreffen gewußt, denn er schreibt:

„Ein Friedensjubiläum nach den vielen Kriegsjubiläen! Heute, am 10. Mai, ist es ein Vierteljahrhundert, daß der Friede mit Frankreich in Frankfurt abgeschlossen ward. Der Friede ist ein schönes Ding. Doch es giebt Frieden und Frieden. Wurde der nach der Schlacht von Sedan und dem Falle des Kaiserreichs mit Frankreich geschlossene Frieden ehrlicher Friede, der nicht die Saat neuer Kriegsgefahr in sich trug, dann wäre der Sedantag ein Jubelfest für das deutsche wie für das französische Volk geworden. Aber nach Sedan wurde der Krieg fortgesetzt, und zwar, nachdem er bis dahin für Deutschland Vertheidigungskrieg gewesen, von deutscher Seite als Eroberungskrieg. Elsaß-Lothringen sollte den Franzosen abgenommen werden. Nach unsäglichem Blutvergießen gelang dies — Frankreich wurde so heillos geschwächt und gedemüthigt, daß es am 10. Mai 1871 den Frankfurter Frieden unterzeichnen mußte. Mit Zähneknirschen und dem Gedanken der Revanche. Frankreich benutzte den Frieden, um sich zu erholen und seine verlorene Machtstellung wieder zu gewinnen. Und noch ehe die Tinte des Frankfurter Friedensvertrags getrocknet war, tauchte die Wolke der französisch-russischen Allianz am politischen Himmel auf. Und diese Wolke ist drohender und dräuender geworden; sie bedeckt noch heute den politischen Himmel und wirft einen entsetzlichen Schatten, der alles gesunde Wachsthum hemmt, auf das innere politische Leben der Völker. Der Frankfurter Friede war mit dem Schwerte geschrieben, nur das Schwert konnte und kann ihn aufrecht erhalten. Er zwang Deutschland, seine Armee fortwährend zu vermehren, dem Volk immer schwerere Lasten aufzuladen. Und die nothwendige Folge: Unzufriedenheit unten mit Unterdrückung von oben blieb nicht aus. Der Culturkampf, das Socialistengesetz, die Verwandlung der Justiz in ein Machtmittel der Gewalthaber, das Ueberwuchern des Militarismus, die Züchtung des Agrarierthums, die Bereicherung der herrschenden Minderheit auf Kosten des arbeitenden Volks und beständige Kriegsgefahr. Gesetzt nicht eines Krieges zwischen zwei Staaten, nicht eines europäischen Krieges — nein, eines Weltkrieges im wahrsten Sinne des Wortes, der die ganze „alte Welt": Europa, Asien und Afrika zum Schauplatz haben und mehr Schrecken, Unheil und Mordgrenel verursachen würde, als irgend ein Krieg der Vergangenheit — ein Krieg, neben dem der deutsch-französische des „glorreichen" Jahres 1870/71 das reine Kinderspiel wäre. Das sind die „Segnungen", welche die Pandorabüchse des Frankfurter Friedens über uns ausgegossen hat."

Daß der Verfasser dieses Artikels wirklich selbst glaube, der Abschluß des Krieges mit Sedan und milde Friedensbedingungen würden uns einen dauernden Frieden gebracht haben, wird er seinem Menschen einreden. Auch er weiß sicherlich, daß lediglich der Verlust von Elsaß-Lothringen unsere westlichen Nachbarn davon abhält, ohne Verbündete Revanche für Sedan ebenso zu fordern, wie sie einst Revanche für Sadowa forderten. Er weiß, daß eine Schwächung Frankreichs eine Nothwendigkeit war. Seinen Kummer und seinen Groll kann daher nur die „heillose" Schwächung Frankreichs erregen, die alle Aussicht auf eine Verwickelung nimmt, welche in Deutschland den Umstürzlern freie Hand für ihre Pläne gäbe. Den Grund dieses Grolls kennt man freilich schon längst; daß er aber am Friedensfeste wieder so ungescheut angedeutet wurde, ist eine Schamlosigkeit, die kaum noch übertroffen werden kann durch die Behauptung, daß in Deutschland, dem Lande der ausgebildetsten socialpolitischen Gesetzgebung, als nothwendige Folge jener „heillosen" Schwächung „Bereicherung der herrschenden Minderheit auf Kosten des arbeitenden Volkes" in die Erscheinung getreten sei.

In **Rußland** ist man mit dem neuesten Ministerwechsel in **Frankreich** außerordentlich zufrieden und freut sich über den Sturz des radicalen Cabinets Bourgeois. Dies kommt in verschiedenen Artikeln der „Nowoje Wremja" wie des „Journal de St. Pétersbourg", beide bekanntlich der Regierung nahestehend, unverhohlen zum Ausdruck. Beide einflußreiche Organe sehen in der jetzigen Lage den Beweis dafür, daß das Land wirklich, wie Méline in seiner Erklärung gesagt habe, nach Ruhe dürste, und die „Nowoje Wremja" weist darauf hin, daß die glückliche Wahl einiger Minister an der Festigung der Stellung des ganzen Cabinets ihren Antheil habe. Das Blatt schreibt nämlich:

„Auf die jetzige ruhige Stimmung der Nation hat auch der Umstand Einfluß gehabt, daß das Portefeuille der Auswärtigen Angelegenheiten sich wieder in den Händen Hanotaux' befindet und das Cabinet außerdem noch einen andern offenkundigen Russenfreund zu seinen Mitgliedern zählt, den bekannten Patrioten und Schriftsteller Rambaud, der den Posten des Unterrichtsministers bekleidet. Rambaud hat ziemlich lange in Rußland gelebt, kennt die russische Sprache gut und hat die unparteiischste Geschichte unseres Vaterlandes geschrieben, die jemals in französischer Sprache erschienen ist. In den politischen Kreisen von Paris legt man diesem Umstande eine ernste Bedeutung bei, und er ist einer der Gründe, welche das Publicum bewegen, dem Ministerium Méline zu vertrauen, welches gerade zu einer solchen Zeit zur Macht gelangt ist, wo es für Frankreich von höchster Wichtigkeit ist, daß es fortfahre, auf der internationalen Arena im vollen Einvernehmen mit Rußland vorzugehen."

Aus der allgemeinen Lage ergiebt sich keine erkennbare besondere Veranlassung für die Betonung des Werthes, welchen die russisch-französische Entente gerade für Frankreich hat; um so mehr muß die letzte Wendung in den Ausführungen der „Nov. Wremja" auffallen.

Von den **Samoa-Inseln** wird den „Alldeutschen Blättern" über einen Fall von Zurücksetzung der deutschen Sprache berichtet, der die deutsche Bescheidenheit wieder in erhebendstem Lichte zeigt und Abhilfe erheischt. Der Gewährsmann der „Alld. Bl." hatte sich vor einiger Zeit bei dem amerikanischen Oberrichter auf Samoa erkundigt, weshalb mehrere gegen Eingeborene wegen Diebstahls ꝛc. gerichtete Klagen, die bei dem Richter eingereicht waren, nicht zur Verhandlung kämen, worauf folgende Antwort erfolgte:

„Deutsch haben Sie an mich geschrieben? Das verstehe ich nicht, dann könnten Sie auch ebenso gut griechisch oder hebräisch an mich schreiben!"

Solche Antworten, fügt der Berichterstatter sehr zutreffend hinzu, aus dem Munde eines von drei Großmächten angestellten Juristen zu erhalten, der nach deutschen Begriffen classisch gebildet, also in gewissem Grade auch der griechischen Sprache mächtig sein sollte, das ruft uns immer wieder die schmachvolle Lage in das Gedächtniß zurück, in der die Deutschen in Samoa sich befinden, und die geringe Fürsorge, welche die deutsche Regierung den hiesigen Reichsangehörigen und deren Interessen entgegenbringt. Diese mangelnde Fürsorge zeigt sich dadurch, daß die deutsche Regierung es zuläßt, daß ein der deutschen Sprache nicht mächtiger Beamter in einem Lande als Richter angestellt wird, in welchem die deutschen Reichsangehörigen mehr als zwei Drittheile aller directen und indirecten Steuern tragen und also mit mehr als zwei Drittheilen zu dem außergewöhnlich hohen Gehalte jenes Beamten beisteuern, in einem Lande, in welchem den Deutschen vertragsmäßig doch wenigstens die Gleichberechtigung mit Engländern und Amerikanern zugestanden ist. Die Erfolge jenes von der deutschen Regierung mitunterzeichneten Samoa-Vertrages vom 14. Juni 1889 sind zu offenkundig und zu oft erörtert, als daß ein nochmaliges Eingehen auf dieselben erforderlich wäre. Hoffen wir aber, daß erkannte Fehler recht bald beseitigt werden im Interesse des deutschen Ansehens, des deutschen Handels und zur Wohlfahrt des deutschen Volkes.

Wenn auch die neuerliche Einmischung der **Vereinigten Staaten** in die **cubanische** Angelegenheit in **Spanien** das verletzte Selbstbewußtsein der Kreise, welche in Straßendemonstrationen auswärtige Politik betreiben, wieder gewaltig sich aufbäumen macht, so scheint doch die spanische Regierung bereits auf dem Wege, klein beizugeben. Wenigstens liegt uns heute folgende Mittheilung aus Washington vom 1. Mai vor:

Von zuständiger Seite wird gemeldet, auf Ersuchen der Regierung der Vereinigten Staaten werde die spanische Regierung die Vollziehung der Todesurtheile der an Bord des „Competidor" festgenommenen Amerikaner verschieben, bis die Ansichten der Unionsregierung, betreffend die Anwendung des Vertrages von 1795 und des Protokolls von 1877 auf diese Fälle, unterbreitet und erwogen werden können. Der Austausch der Anschauungen zwischen den beiden Regierungen über die Auslegung der betreffenden Vertragsbestimmungen werde einige Wochen in Anspruch nehmen.

Wie die Dinge liegen, sprach von vornherein die größere Wahrscheinlichkeit dafür, daß das Cabinet Canovas es vermeiden werde, die spanisch-amerikanischen Beziehungen durch Hinrichtung der drei Amerikaner zu compromittiren, indeß ist es klar, daß eine Begnadigung der Inculpaten die Situation nicht beseitigen kann, aus welcher solche Conflicte, wie die „Competidor"-Affaire, erwachsen. Diese Situation selbst ist eine durch und durch ungesunde und konnte sich nur dadurch herausbilden, daß Spanien dem Aufstande überhaupt Zeit ließ, sich zu einer Krise für Cuba und für das Mutterland selbst zu entwickeln. So lange es den Spaniern nicht möglich ist, den Aufstand mit erdrückender Uebermacht zu bewältigen, oder es ihnen nicht beliebt, ihn durch Gewährung weitgehender Zugeständnisse gegenstandslos zu machen, können Conflicte à la „Competidor" sich jeden Tag wiederholen, und damit dürfte dann das Schicksal der spanischen Autorität jenseits des Atlantic überhaupt besiegelt sein. General Weyler und seine beiden Untergenerale dürften es mit Freuden begrüßen, wenn die spanische Regierung nachgiebt: einen patriotischeren Anlaß, Cuba zu verlassen, dem sie schon längst gern den Rücken gekehrt hätten, können sie nicht finden. Es wäre Weyler vielleicht geglückt, den Aufstand zu ersticken, wenn er nicht von auswärts immer neue Nahrung bekommen hätte. Darauf erfährt sich zur Genüge das kategorische Verlangen des Oberbefehlshabers. Erst letzthin hat wieder dem „Al Liberal"

Feuilleton.

Die Tochter des Millionärs.

10] Roman aus dem Englischen von L. Berufeld.

(Nachdruck verboten.)

Irgend etwas in Victors Gesicht erschreckte Beatrix; dunkel und unbestimmt überkam sie wohl eine Ahnung von den Gefühlen, welche ihn bewegten.

„Es ist schon spät, wir wollen hinuntergehen", sagte das junge Mädchen hastig, einen Versuch machend, an ihm vorbei zu schlüpfen.

„Nur einen Augenblick noch, ich möchte eine Frage an Sie richten. Miß Hopley, glauben Sie wohl, daß ein Mädchen aus Liebe zu einem unbemittelten Manne im Stande wäre, auf ihre Brillanten und schönen Kleider zu verzichten, und sich auch ohne dieselben an seiner Seite glücklich fühlen könnte?"

Beatrix' Antlitz färbte sich dunkelroth, ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Aber sie unterdrückte ihre Aufregung und sagte lachend:

„Ich gebe es auf — ich, ich kann kein Räthsel rathen!" Und hastig eilte sie an ihm vorüber die Treppe hinab und machte erst Halt, als sie sich in dem hell erleuchteten Gesellschaftszimmer in der Nähe ihrer liebenswürdigen Wirthin sicher fühlte.

Victor folgte langsam, er war nachdenklich geworden, denn er sagte sich selbst, daß er sich mit seiner Frage übereilt hatte. Es war ihm daher ganz recht, daß sie nach echter Frauenart seine voreilige Frage mit einem Scherze beantwortet hatte. War es doch unklug von ihm gewesen, Beatrix gegenüber schon jetzt so weit vorzugehen. Was hätte sie ihm auch nach ihrer kurzen Bekanntschaft antworten sollen? Sie hatte sich in der reizendsten Weise aus der Verlegenheit gezogen. Victor bewunderte ihre Klugheit und Intelligenz, frohen Muthes blickte er in die Zukunft, und mehr als je von den Reizen Beatrix' gefangen, betrat er die Gesellschaftszimmer des Hauses.

Indessen hatte Helene Gelegenheit gefunden, Mrs. Larcombe zu bitten, ihr bei dem Diner einen Platz anzuweisen, der sich nicht in unmittelbarer Nähe des Capitains Seudamore befand, von dem sie wisse, daß er zu der Gesellschaft von Arbath Dale gehöre.

„Warum ist der Capitain ein so gefährlicher Mann, Helene?"

„Ich mag ihn nicht", erwiderte Helene.

„Dann werde ich Ihnen Mr. Byner als Tischherrn zuweisen", sagte Helene's gütige Wirthin.

„Ich fürchte, er wird meiner müde sein, Mrs. Larcombe." Ein schwaches Lächeln zog bei diesen Worten über das Antlitz des schönen Mädchens.

„Hier kommt er gerade, wir wollen ihn fragen."

„Theuerste Mrs. Larcombe, ich bitte Sie —"

„Schweigen Sie, Helene", rief die Dame lebhaft. „Mr. Byner, sind Sie Miß Greville's müde, oder wollen Sie dieselbe zu Tisch führen?"

„Ich, Miß Greville's müde! O, Mrs. Larcombe, welche Frage!" Und seine Augen sprachen so beredt, daß man mit Leichtigkeit darin die Geschichte seines Herzens lesen konnte.

„Nun denn, Mr. Byner", sagte befriedigt Mrs. Larcombe, „so stelle ich Helene für diesen Abend unter Ihren Schutz."

Der junge Mann nahm den Platz an Helene's Seite ein und gelobte sich, denselben keinem Andern zu überlassen.

Im Geheimen war die gute Mrs. Larcombe erstaunt darüber, daß Helene den Capitain Seudamore nicht leiden mochte. Ihr selbst war nichts weiter von ihm bekannt, als die Thatsache, daß er ein hübscher und stattlicher junger Mann sei — gerade solch ein Mann, wie ihn in der Regel junge Damen gern haben. Als die Gesellschaft von Arbath Dale anlangte, war Mrs. Larcombe noch mehr überrascht, als sie bemerkte, daß Seudamore gar keine Notiz von Helene nahm und that, als ob er sie überhaupt bis dahin gar nicht gekannt hätte.

Mrs. Larcombe beschloß, ihm Miß Harnaß als Tischnachbar zu geben.

„Bitte, Herr Capitain, führen Sie Miß Harnaß zu Tisch!" sagte sie später in ihrer Eigenschaft als Wirthin zu ihm, als sie durch das Zimmer ging, um ihre Anordnungen für die Tafelordnung zu treffen. „Sie ist eine reiche Erbin. Die Eltern sind todt und Miß Harnaß hat im vergangenen Jahre von einem australischen Onkel ein ungeheures Vermögen geerbt."

Philipp verbeugte sich leicht, als er seinen Arm einer nicht mehr in der ersten Blüthe stehenden, aber noch hübschen Dame, in einer Toilette von rothbraunem Sammet mit gelben Rosen garnirt, bot.

„Ein ungeheures Vermögen" klang sehr anziehend für seine Ohren. Welch' ein glückliches Mädchen! Und welch' ein beneidenswerther Mann wurde Derjenige, den sie mit ihrer Hand und ihrem Vermögen beglücken wollte.

Als Philipp mit seiner Dame an der Tafel Platz nahm, sah er in das ihm freundlich zulächelnde Gesicht Beatrix', welche ihm gegenüber saß; und bei dieser Gelegenheit war es, wo er zum ersten Male das Brillanten-Halsband wahrnahm, welches Beatrix' Nacken heute Abend schmückte. Durch zwischen ihnen stehende Treibhausfarren und ausländische Blumen schimmerte ihm der funkelnde Glanz der großen herrlichen Steine entgegen, der Anblick derselben ließ seine Pulse schneller schlagen und versetzte ihn in eine ganz ungewöhnliche Aufregung.

IX.

Jane Harnaß hatte ihr Leben noch niemals so gemessen als jetzt, die Aufmerksamkeiten von Seiten des stärkeren Geschlechts waren ihr bisher eine unbekannte Sache gewesen. In früheren Zeiten, als sie noch im Hause ihres Vaters lebte, und jung und hübsch war, hatten sich ihr junge heirathsfähige Leute nie genähert, und später, als sie mit dem kleinen Vermögen ihres Vaters zu rechnen hatte und von einem Hause ihrer vornehmen Verwandten zu dem anderen zog, mußte sie stets darauf bedacht sein, mit den Zinsen des kleinen Vermögens, welche zur Beschaffung ihrer Toilette und anderer nothwendigen Bedürfnisse dienten, auszureichen. Deshalb war sie in diesen Kreisen, wo das Geld keine Rolle spielte, gewissermaßen immer als arme Verwandte betrachtet worden, und man hatte ihr nie besondere Aufmerksamkeit erwiesen. Jetzt mit einem Male bemerkte sie zu ihrer äußersten Befriedigung, daß Alles um sie her vollständig verändert war; sie nahm jetzt eine weit angenehmere Stellung als früher ein. Hier war sogar einer der schönsten und elegantesten Herren der Gesellschaft, der sich die größte Mühe gab, ihre Gunst zu erlangen. Dieses ihr ganz neue Gefühl von Erfolg und Triumph versetzte sie in ein Entzücken, welches der armen Jane den Kopf verwirrte und ihr Blut schneller durch die Adern rollen ließ.

Jane Harnaß war sehr empfänglich für neue Eindrücke, sie war von einfachem Gemüth und durch die Lebenserfahrungen, die sie gemacht hatte, sehr bescheiden in ihren Ansprüchen. Philipp, als großer Frauenkenner, zog in Betracht, daß es für ihn wohl zweckvoll wäre, wenn er sich die Gunst Miß Janes sichern könne. Er dämpfte seine Stimme und flüsterte ihr leise Complimente zu; er sah ihr schwärmerisch in die Augen und lächelte sie bedeutungsvoll an; er versank die schmachvolle Lage in das Gedächtniß zurück, in der die Deutschen in Samoa sich befinden, und die geringe Fürsorge, welche die deutsche Regierung den hiesigen Reichsangehörigen und deren Interessen entgegenbringt. Diese mangelnde Fürsorge zeigt sich dadurch, daß die deutsche Regierung es zuläßt, daß ein der deutschen Sprache nicht mächtiger Beamter in einem Lande als Richter angestellt wird, in welchem die deutschen Reichsangehörigen mehr als zwei Drittheile aller directen und indirecten Steuern tragen und also mit mehr als zwei Drittheilen zu dem außergewöhnlich hohen Gehalte jenes Beamten beisteuern, in einem Lande, in welchem den Deutschen vertragsmäßig doch wenigstens die Gleichberechtigung mit Engländern und Amerikanern zugestanden ist. Die Erfolge jenes von der deutschen Regierung mitunterzeichneten Samoa-Vertrages vom 14. Juni 1889 sind zu offenkundig und zu oft erörtert, als daß ein nochmaliges Eingehen auf dieselben erforderlich wäre. Hoffen wir aber, daß erkannte Fehler recht bald beseitigt werden im Interesse des deutschen Ansehens, des deutschen Handels und zur Wohlfahrt des deutschen Volkes.

Wenn auch die neuerliche Einmischung der **Vereinigten Staaten** in die **cubanische** Angelegenheit in **Spanien** das verletzte Selbstbewußtsein der Kreise, welche in Straßendemonstrationen auswärtige Politik betreiben, wieder gewaltig sich aufbäumen macht, so scheint doch die spanische Regierung bereits auf dem Wege, klein beizugeben. Wenigstens liegt uns heute folgende Mittheilung aus Washington vom 1. Mai vor:

Von zuständiger Seite wird gemeldet, auf Ersuchen der Regierung der Vereinigten Staaten werde die spanische Regierung die Vollziehung der Todesurtheile der an Bord des „Competidor" festgenommenen Amerikaner verschieben, bis die Ansichten der Unionsregierung, betreffend die Anwendung des Vertrages von 1795 und des Protokolls von 1877 auf diese Fälle, unterbreitet und erwogen werden können. Der Austausch der Anschauungen zwischen den beiden Regierungen über die Auslegung der betreffenden Vertragsbestimmungen werde einige Wochen in Anspruch nehmen.

Wie die Dinge liegen, sprach von vornherein die größere Wahrscheinlichkeit dafür, daß das Cabinet Canovas es vermeiden werde, die spanisch-amerikanischen Beziehungen durch Hinrichtung der drei Amerikaner zu compromittiren, indeß ist es klar, daß eine Begnadigung der Inculpaten die Situation nicht beseitigen kann, aus welcher solche Conflicte, wie die „Competidor"-Affaire, erwachsen. Diese Situation selbst ist eine durch und durch ungesunde und konnte sich nur dadurch herausbilden, daß Spanien dem Aufstande überhaupt Zeit ließ, sich zu einer Krise für Cuba und für das Mutterland selbst zu entwickeln. So lange es den Spaniern nicht möglich ist, den Aufstand mit erdrückender Uebermacht zu bewältigen, oder es ihnen nicht beliebt, ihn durch Gewährung weitgehender Zugeständnisse gegenstandslos zu machen, können Conflicte à la „Competidor" sich jeden Tag wiederholen, und damit dürfte dann das Schicksal der spanischen Autorität jenseits des Atlantic überhaupt besiegelt sein. General Weyler und seine beiden Untergenerale dürften es mit Freuden begrüßen, wenn die spanische Regierung nachgiebt: einen patriotischeren Anlaß, Cuba zu verlassen, dem sie schon längst gern den Rücken gekehrt hätten, können sie nicht finden. Es wäre Weyler vielleicht geglückt, den Aufstand zu ersticken, wenn er nicht von auswärts immer neue Nahrung bekommen hätte. Darauf erfährt sich zur Genüge das kategorische Verlangen des Oberbefehlshabers. Erst letzthin hat wieder dem „Al Liberal"

Feuilleton.

Die Tochter des Millionärs.

10] Roman aus dem Englischen von L. Berufeld.

(Nachdruck verboten.)

Irgend etwas in Victors Gesicht erschreckte Beatrix; dunkel und unbestimmt überkam sie wohl eine Ahnung von den Gefühlen, welche ihn bewegten.

„Es ist schon spät, wir wollen hinuntergehen", sagte das junge Mädchen hastig, einen Versuch machend, an ihm vorbei zu schlüpfen.

„Nur einen Augenblick noch, ich möchte eine Frage an Sie richten. Miß Hopley, glauben Sie wohl, daß ein Mädchen aus Liebe zu einem unbemittelten Manne im Stande wäre, auf ihre Brillanten und schönen Kleider zu verzichten, und sich auch ohne dieselben an seiner Seite glücklich fühlen könnte?"

Beatrix' Antlitz färbte sich dunkelroth, ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Aber sie unterdrückte ihre Aufregung und sagte lachend:

„Ich gebe es auf — ich, ich kann kein Räthsel rathen!" Und hastig eilte sie an ihm vorüber die Treppe hinab und machte erst Halt, als sie sich in dem hell erleuchteten Gesellschaftszimmer in der Nähe ihrer liebenswürdigen Wirthin sicher fühlte.

Victor folgte langsam, er war nachdenklich geworden, denn er sagte sich selbst, daß er sich mit seiner Frage übereilt hatte. Es war ihm daher ganz recht, daß sie nach echter Frauenart seine voreilige Frage mit einem Scherze beantwortet hatte. War es doch unklug von ihm gewesen, Beatrix gegenüber schon jetzt so weit vorzugehen. Was hätte sie ihm auch nach ihrer kurzen Bekanntschaft antworten sollen? Sie hatte sich in der reizendsten Weise aus der Verlegenheit gezogen. Victor bewunderte ihre Klugheit und Intelligenz, frohen Muthes blickte er in die Zukunft, und mehr als je von den Reizen Beatrix' gefangen, betrat er die Gesellschaftszimmer des Hauses.

Indessen hatte Helene Gelegenheit gefunden, Mrs. Larcombe zu bitten, ihr bei dem Diner einen Platz anzuweisen, der sich nicht in unmittelbarer Nähe des Capitains Seudamore befand, von dem sie wisse, daß er zu der Gesellschaft von Arbath Dale gehöre.

„Warum ist der Capitain ein so gefährlicher Mann, Helene?"

„Ich mag ihn nicht", erwiderte Helene.

„Dann werde ich Ihnen Mr. Byner als Tischherrn zuweisen", sagte Helene's gütige Wirthin.

„Ich fürchte, er wird meiner müde sein, Mrs. Larcombe." Ein schwaches Lächeln zog bei diesen Worten über das Antlitz des schönen Mädchens.

„Hier kommt er gerade, wir wollen ihn fragen."

„Theuerste Mrs. Larcombe, ich bitte Sie —"

„Schweigen Sie, Helene", rief die Dame lebhaft. „Mr. Byner, sind Sie Miß Greville's müde, oder wollen Sie dieselbe zu Tisch führen?"

„Ich, Miß Greville's müde! O, Mrs. Larcombe, welche Frage!" Und seine Augen sprachen so beredt, daß man mit Leichtigkeit darin die Geschichte seines Herzens lesen konnte.

„Nun denn, Mr. Byner", sagte befriedigt Mrs. Larcombe, „so stelle ich Helene für diesen Abend unter Ihren Schutz."

Der junge Mann nahm den Platz an Helene's Seite ein und gelobte sich, denselben keinem Andern zu überlassen.

Im Geheimen war die gute Mrs. Larcombe erstaunt darüber, daß Helene den Capitain Seudamore nicht leiden mochte. Ihr selbst war nichts weiter von ihm bekannt, als die Thatsache, daß er ein hübscher und stattlicher junger Mann sei — gerade solch ein Mann, wie ihn in der Regel junge Damen gern haben. Als die Gesellschaft von Arbath Dale anlangte, war Mrs. Larcombe noch mehr überrascht, als sie bemerkte, daß Seudamore gar keine Notiz von Helene nahm und that, als ob er sie überhaupt bis dahin gar nicht gekannt hätte.

Mrs. Larcombe beschloß, ihm Miß Harnaß als Tischnachbar zu geben.

„Bitte, Herr Capitain, führen Sie Miß Harnaß zu Tisch!" sagte sie später in ihrer Eigenschaft als Wirthin zu ihm, als sie durch das Zimmer ging, um ihre Anordnungen für die Tafelordnung zu treffen. „Sie ist eine reiche Erbin. Die Eltern sind todt und Miß Harnaß hat im vergangenen Jahre von einem australischen Onkel ein ungeheures Vermögen geerbt."

Philipp verbeugte sich leicht, als er seinen Arm einer nicht mehr in der ersten Blüthe stehenden, aber noch hübschen Dame, in einer Toilette von rothbraunem Sammet mit gelben Rosen garnirt, bot.

„Ein ungeheures Vermögen" klang sehr anziehend für seine Ohren. Welch' ein glückliches Mädchen! Und welch' ein beneidenswerther Mann wurde Derjenige, den sie mit ihrer Hand und ihrem Vermögen beglücken wollte.

Als Philipp mit seiner Dame an der Tafel Platz nahm, sah er in das ihm freundlich zulächelnde Gesicht Beatrix', welche ihm gegenüber saß; und bei dieser Gelegenheit war es, wo er zum ersten Male das Brillanten-Halsband wahrnahm, welches Beatrix' Nacken heute Abend schmückte. Durch zwischen ihnen stehende Treibhausfarren und ausländische Blumen schimmerte ihm der funkelnde Glanz der großen herrlichen Steine entgegen, der Anblick derselben ließ seine Pulse schneller schlagen und versetzte ihn in eine ganz ungewöhnliche Aufregung.

IX.

Jane Harnaß hatte ihr Leben noch niemals so gemessen als jetzt, die Aufmerksamkeiten von Seiten des stärkeren Geschlechts waren ihr bisher eine unbekannte Sache gewesen. In früheren Zeiten, als sie noch im Hause ihres Vaters lebte, und jung und hübsch war, hatten sich ihr junge heirathsfähige Leute nie genähert, und später, als sie mit dem kleinen Vermögen ihres Vaters zu rechnen hatte und von einem Hause ihrer vornehmen Verwandten zu dem anderen zog, mußte sie stets darauf bedacht sein, mit den Zinsen des kleinen Vermögens, welche zur Beschaffung ihrer Toilette und anderer nothwendigen Bedürfnisse dienten, auszureichen. Deshalb war sie in diesen Kreisen, wo das Geld keine Rolle spielte, gewissermaßen immer als arme Verwandte betrachtet worden, und man hatte ihr nie besondere Aufmerksamkeit erwiesen. Jetzt mit einem Male bemerkte sie zu ihrer äußersten Befriedigung, daß Alles um sie her vollständig verändert war; sie nahm jetzt eine weit angenehmere Stellung als früher ein. Hier war sogar einer der schönsten und elegantesten Herren der Gesellschaft, der sich die größte Mühe gab, ihre Gunst zu erlangen. Dieses ihr ganz neue Gefühl von Erfolg und Triumph versetzte sie in ein Entzücken, welches der armen Jane den Kopf verwirrte und ihr Blut schneller durch die Adern rollen ließ.

Jane Harnaß war sehr empfänglich für neue Eindrücke, sie war von einfachem Gemüth und durch die Lebenserfahrungen, die sie gemacht hatte, sehr bescheiden in ihren Ansprüchen. Philipp, als großer Frauenkenner, zog in Betracht, daß es für ihn wohl zweckvoll wäre, wenn er sich die Gunst Miß Janes sichern könne. Er dämpfte seine Stimme und flüsterte ihr leise Complimente zu; er sah ihr schwärmerisch in die Augen und lächelte sie bedeutungsvoll an; er versank

SLUB
Wir führen Wissen.